

# Nebrer Anzeiger

## 100 000 Kleiniedler.

Ein Vorschlag des Reichsfinanzministers.

Reichsfinanzminister Dr. Dietrich hat dem Reichsabinet einen großzügigen Siedlungsplan vorgelegt, der in absehbarer Zeit 10 Prozent der Wohnloshausverhältnisse unterbringen soll, und damit als ein wertvoller Teilbeitrag zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit anzusehen ist.

Der Reichsfinanzminister empfiehlt eine halb städtische, halb ländliche Siedlung. Nach seinem Vorschlag soll die Siedlung in der Nähe von Städten erfolgen. Der Boden soll aus städtischen und staatlichem Besitz hergebegeben werden, von den Materialien, z. B. das Holz, aus den landlichen Forsten.

Die Siedlung soll zunächst die kleinmögliche Form bekommen: ein kleines primitives Haus mit zwei bis vier Zimmern. Voraussetzung für die Verpachtung einer Siedlerstelle ist, daß der Siedler, dem übrigens für höchstens das Erwerbserwerb vorbehalten wird, bei der Herstellung des Hauses mitarbeitet, außerdem sollen andere Arbeitslose herangezogen werden. Eine Mehrbeziehung über die Unterbringung hinaus ist allerdings nur in Form von Verpachtung auf der Arbeitsstelle und Transport zu und von ihr vorgezogen.

Abgesehen davon, daß die psychologischen Schwierigkeiten der ländlichen Siedlung durch die Nähe der Städte beseitigt werden, rechnet man bei dieser Form der Errichtung der Siedlerstellen damit, für 200 Millionen Mark, die aus der Haussteuer anzubringen wären, etwa 100 000 Siedler ansetzen zu können. Noch im September soll nach dem vorliegenden Plan mit dem Werk begonnen werden, so daß bis zum Frühjahr 100 000 Siedler untergebracht sind. Sie würden die Unterbringung noch bis zur nächsten Ernte, spätestens bis zum Ende des Jahres 1932 bekommen.

Der Vorschlag des Reichsfinanzministers betont besonders die Notwendigkeit einer einheitlichen Durchführung für das ganze Reich und empfiehlt die Einsetzung eines Reichskommissars für das Kleiniedlungswesen, der nur dem Reichsminister direkt unterstellt würde. Ihm soll ein Beirat zur Seite gestellt werden, der aus Vertretern der verschiedenen Reichspräsidenten und des betreffenden Bundes besteht.

## Die christlichen Bergarbeiter zur Krise.

Essen, 8. Septbr.

Die Reichskonferenz des Gewerkschaftsbundes christlicher Bergarbeiter Deutschlands nahm in einer Reihe von Entschlüsseungen zur Wirtschaftskrise und der Lage des Bergbauwesens sowie der Bergarbeiter Stellung. Vor allem wandte sie sich gegen die Behauptung der Weisheit Deutschlands am Krieges und forderte die Beilegung der Reparationslasten, die als Hauptursache der Krise angesehen werden müssen. Sie sprach sich ferner für eine beschleunigte Verständigung der internationalen Rohstoffwirtschaft aus, forderte eine weitere angemessene Verfürgung der Arbeitskraft, eine weitere Beseitigung der im Unterbau der Lebenshaltung der Bergarbeiter unterhalb. Weitere Entschlüsseungen richteten sich gegen den Angriff auf das Tarif- und Schlichtungswesen und gegen eine Verschlechterung der Sozialversicherung.

## Austauschstudenien.

In diesen Tagen verlassen etwa 150 deutsche Studenten Deutschland, um als Austauschlehrer, Austauschschüler, -lektoren und -studenten für ein Jahr eine ausländische

Universität, Fachhochschule oder Mittelschule zu besuchen. Die Mehrzahl von ihnen geht in die Vereinigten Staaten. Die übrigen verteilen sich auf England, Frankreich, Italien, Spanien, Südamerika, Tschekoslowakei, Island. Von der Gesamtzahl wird ungefähr die gleiche Anzahl Studenten für dieselbe Zeitspanne nach Deutschland entsandt. Träger dieses Austausches ist der Deutsche Akademische Austauschdienst in Berlin. Er organisiert in diesen Tagen unmittelbar vor der Aussendung der Austauschstudenten eine Schulungstagung. Gelegenheit dieser Tagung schlossen sich die anwesenden ehemaligen Austauschstudenten zu einer Versammlung zusammen, die den Gedanken des akademischen Austausches pflegen und in der Öffentlichkeit bekanntmachen. Den neuen Austauschgenerationen mit ihrer Erfahrung zur Seite stehen und den ausländischen Austauschstudenten während ihres Aufenthaltes in Deutschland in kameradschaftlicher Weise beistehen will. In den fünf Jahren des Bestehens des Akademischen Austauschdienstes sind fast tausend Studenten und Wissenschaftler ausgetauscht worden.

## Blick in die Genfer Atmosphäre

Jetzt ist die Zeit der Karawannen in Genf: Vor dem Sotelbau des Völkerbundesstrahles hält ein großer, blauhaariger Autobus, jeden Tag. Darin sitzen ältere Damen mit phantastischen Hüden und weißhaarige Herren, denen der Kneifer an einem Bändchen über der Weste baumelt. Sie sind, durch Mrs. Coof und Son, darauf abonniert, hier zu halten und den Völkerbund zu besichtigen, wenigstens von außen. Einem Augenblick sehen sie von der Terrasse des Beobachters auf. Der Führer, der eine goldene Kappe, würdig eines indischen Generals, trägt, macht eine große Geste und sagt: „Hats the League of Nations.“ — „Oh“, macht eine der älteren Damen, und eine andere fragt: „And where is Briand?“ Darauf kann jedoch der Mann mit der Kappe keine erschöpfende Auskunft geben; denn es ist um die Mittagzeit, und er weiß nicht genau, wo und wann Briand hier zu sehen ist. Nach zwei Minuten hupt der Chauffeur und der blauhaarige Autobus steht sich in Bewegung. Die Damen mit den phantastischen Hüden und die weißhaarigen Herren verlassen sich wieder in die Terrasse ihrer Badekamer, und einer von ihnen fragt im letzten Augenblick, ehe das Vortorengelächel diese Worte überhört kann: „Are we now going to Versailles?“ Der Führer nickt anerkennend und antwortet: „Ja, wir gehen nach Versailles.“ Nach zwei Minuten hupt der Chauffeur und der blauhaarige Autobus steht sich in Bewegung. Die Damen mit den phantastischen Hüden und die weißhaarigen Herren verlassen sich wieder in die Terrasse ihrer Badekamer, und einer von ihnen fragt im letzten Augenblick, ehe das Vortorengelächel diese Worte überhört kann: „Are we now going to Versailles?“ Der Führer nickt anerkennend und antwortet: „Ja, wir gehen nach Versailles.“

Um dieses kleine Europa freizet man hier in Genf, zum 10. und jenseitigen Mal. Man hat sich dafür Genf ausgesucht, weil man sich hier von der vielgerühmten „Genfer Atmosphäre“ ungeachtet Wirkungen verpricht. Diese „Genfer Atmosphäre“ ist zweifellos eine gute französische Erfindung; denn das einzige Großstadter auf dieser Atmosphäre ist, daß man hier französisch spricht und daß die „öffentliche Meinung“ dieser Stadt französisch ist. Da aber die Franzosen von jeher, und namentlich seit der französischen Revolution, aus dem stolzen Selbstbewußtsein ihrer Nationalität heraus alle edlen Werte mit dem Begriff „Frankreich“ gleichzusetzen pflegen, muß also Genf und seine Atmosphäre etwas Hervorragendes, Ausgezeichnetes und schließlich Wohlwollendes sein. Aus folgender beispielhaften Gleichsetzung zweier dem Begriff „Frankreich“ „die anderen“ übernehmen, aus solchen Redungen werden Schlagworte,

„Ja schön“, erwiderte er, „und morgen haben wir Vollmond. Da wird sich's erstehen. So oder so.“

Ganz heimlich hatte sich gegen Abend der Forstmeister fortgemacht, durch den Obligatorien und um die Scheune herum. Niemand auf dem Hofe brauchte zu wissen, daß er wieder einmal auf der Wildbiid unterwegs war. Erst als er im Rande der dichten Fichtenfischung stand, die von der Seeferse her das Feld begrenzte, schob er zwei Finger der Rechten zwischen die Zähne, stieß einen weinlich schallenden Pfiff aus. Woban, der Schweifhund, hob daraufhin den Kopf auf seinem schlafähnlichen Lager, richtete sich und redete sich einen Augenblick lang in den verhassten Gliedern und kam in langen getragenen Schritten über das freie Feld gelaht. Am Spätnachmittag nämlich hatte es Besuch im Forsthaus gegeben, und ganz merkwürdigerweise war ihm der Gedanke gekommen, daß dieser Besuch mit den Freudenhaten des Wildbiides in irgendeinem geheimnisvollen Zusammenhang stehen mußte.

Die Tochter des Fischereipächters Reitelsof aus Lengburg war es gewesen, die den wöchentlichen Tribut brachte in Gestalt eines zehnjährigen Kindes.

Den Tribut, den ihr Vater neben einem geringfügigen Pachtzins an die Fiskusbehörde zu zahlen hatte, brachte sie zu erwischen hatte, und bei dem er, gleich seinen Vorfahren, ein schwerreicher Mann geworden war, denn seit uralten Zeiten besaßen die Reitelsofs ein vertriebes Pachtrecht auf den Lengburger See. Ein Reitelsof hatte einmal einen Prinzen von Hohenzollern aus schwerer Lebenslage errettet, und ihm wurde danach das Recht verliehen, den Zehnjährigen See zu besetzen, soweit ein aufrechter Mann bis zum Hufe ins Wasser waten und eine Pfingsttag nach der Mitte zu werfen vermochte. Das war bei den flach verlaufenden Ufern ein ganzes Ende, sodah für andere Oeresdamen kein lohnender Platz mehr blieb. Die Reitelsofs zahlten dafür hundert Silberergroschen im Jahr, alljährlich ein gutes Gericht Fische und wurden nachgehende Reute, ließ sich auch auf Zins die jährigen Säbne aben zogen aus Tröden, wurden Alderbürger, und wenn man in den Dörfern der Umgebung einen fästlichen Hof sah, gehörte er sicherlich einem Reitelsof.

Die Witte Reitelsof also, des gegenwärtigen Erbpächters einzige Tochter, hatte ihren Neht abgeteilt, sah mit der alten Erine auf der Beranda bei einer Laife Kaffe, unterhielt sich

und im Schuß dieser Schlagworte läßt sich vorreißend reale Interferenzpolitik machen, — wobei man noch immer so tun kann, als sei man ein guter Europäer.

Etwas anderes als diese allgemeine und sehr vage „Atmosphäre von Genf“, die sich vor dem genau zusehenden Blick in nichts auflöst, ist freilich jene besondere Atmosphäre der Konferenzen, die man jedesmal bei großen diplomatischen Diskussionen in Genf verpicht. Diese Konferenzatmosphäre besteht darin, daß plösig Meinungen, Meinungen und Sentenzen nur so durch die Luft fliegen, als könnten die Teilnehmenden, die bei solchen Anlässen unbarmherzig in Anspruch genommen zu werden pflegen, die ihnen anvertrauten Geheimnisse nicht bei sich behalten. Wer von den „Großen“ — das sind die Minister der Großmächte — bei weitem war, was und wie sie miteinander geplatzt haben, erfährt man bald, auch wenn die Unterredung hinter geschlossenen Doppeltüren geführt wird. Keine Stuhl der Welt ist gefändiger, als dieses Genf zu Zeiten der großen Tagungen. Das mag gleich dabei kommen, daß während dieser Zeit zahllose Politiker, Diplomaten, Journalisten und politische Beamte aus aller Herren Länder hier zusammen sind, und zwar die meiste Zeit des Tages in wenigen Räumen, im Völkerbundesstrahle, im „Salonnet Electoral“, wo die Völkerbundesversammlung tagt, und am Abend in der kleinen, viergesitzigen „Société“, in der „Société de la Paix“, welche Möglichkeiten für Kombinationen und für das Spiel der verschiedensten Informationen... Das Eigenartige und unbedingt ansehnliche dieser Konferenzatmosphäre ist dabei, daß in ihr die meisten Menschen erst dann glücklich und zufriedener sind, wenn sie das Neue und Sensationelle, das sie hören, einem Telephonörer anvertraut haben...

In diesem Jahr ist das — für Genf — Sensationelle gegeben: Briand war nicht „von Anfang an“ dabei, er kam später. Und auch als er kam, war er nicht wie sonst. Geht ihm die Strantheit noch nach? Bedrückt es ihn, daß er nichts von der Wirtschaft versteht, — da doch „Aristokrat“ in diesem Jahr das große Wort der Genfer Besprechungen ist? Darin allerdings läuft ihm ein großer Widerspruch, der „kommende Außenminister von Frankreich“, Herr Francois-Poncet, den Rang ab. Genf erfährt sich über die beiden eine bespottete Gelsichte. Nach einer hinter verschlossenen Türen abgehaltenen Sitzung sprach jedesmal Francois-Poncet, was dem Briand made? Der tat erstaunt, wie man ihn so etwas fragen könne. „Briand?“ sagte er, „eh bien, il fut!“ („Er kämpft“). Wogegen er denn kämpfte? „Contre le sommeil“ (Gegen den Schlaf...). Da Briand scheint müde zu sein, auch in Genf. Aber diese Strantheit dürfte nicht rein körperliche Ursachen haben, sondern zum mindesten gleich starke seelische Gründe. Er wird, das ist wohl, darunter leiden, daß sein Wort heute weniger gilt, daß sein Wirkungskreis beschränkt ist und daß es in Frankreich zu viele gibt, die auf seinen Abgang warten...

Wo sind sie überhaupt, die großen Akteure der Genfer Tagungen? Briand ist müde, Stresemann ist tot, MacDonald ist — durch bringendere Absehung — in London zurückgeblieben, Sverdrup macht die Abrechnung innerer Opposition, und dem deutschen Nachfolger Stresemanns, Dr. Curtius, sind gerade jetzt außenpolitisch die Hände gebunden. Es war keine erhebende Sitzung, als der weißhaarige, schurkbürge Dr. Schöber und nach ihm die schmale Gestalt des deutschen Außenministers vor der europäischen Kommission standen und erklärten, daß sie Zollanpassungen nicht weiter verfolgen wollten. Draußen regnet es, endlos und zäh, der Himmel hing dicht über dem Völkerbundeshaus, der Blick auf den sonst so blauen

von diesem und jenem. Und ganz zufällig kam der Forstmeister hinzu.

Das schlafte Wädel mit dem hübschen, sonnengebräunten Gesicht und den tiefen, verbläuteten Augen stand ehrerbietig auf. Er fragte nach dem Ergehen des gichtgeliebten Vaters und fügte hinzu: „Ja, Mite, wenn wird die Hochzeit sein? Wenn der Alte nicht mehr zur See fahren kann, muß es doch einen Nachfolger geben?“

„Ach Gott, Herr Forstmeister“, erwiderte sie, und das Wort schob ihr unter die gebürante Haut, „das hat noch gute Wege, und überhaupt, wenn's nach mir ginge...“ Sie brach ab und sah mit ihrer schlafenen Augen ins Leere. Wie ein Paar mattgelblichene Akastine standen sie in dem dunklen Gesicht.

Die alte Erine ging mit einer scherzenden Bemerkung ins Haus zurück. Sie war gerufen worden, um bei einer wichtigen Entscheidung in der Schneiderkubie ihr Urteil abzugeben, und im Abgehen meinte sie, das hätten die jungen Deerns in dem Hofe so an sich, das Beizeiten zu verhandeln. Wenn der Rechte käme, würden sie gar schnell andern Sinnes. Der Forstmeister aber trat näher, ihn interessierte der Fall. In dem Gesicht des jungen Mädchens war etwas wie ein schwerer Kummer zu lesen...

„Ja, Mite, und jetzt mal Farbe bekann! War das wirklich nur eine leere Redensart, oder...?“

Da brannnen ihr die Wangen wie ein Paar dunkelrote Rosen, und sie senkte verlegen das Blick auf die Brust: „Wenn man den nicht kriegen kann, best man gern haben müßt, und aus den andern macht man sich nichts, da ist es wohl besser, man bleibt ledig!“

„Ja ja“, sagte der Forstmeister darauf, „das ist dann ja wohl besser. Aber in deinem Alter, Mitehen, heit sich's vielleicht aus, und du kriegt noch mal einen ordentlichen Fischen zum Mann!“

„Niemals!“ erwiderte sie leibenschaftlich und schüttelte den Kopf mit dem schmeren braunen Haar. Es entfiel eine etwas hand, plösig aber — blühte sie auf, in ihre Augen trat ein spärlicher Ausdruck.



Die Spordelchen Jäger  
Roman von Michael Gnomowald  
Copyright 1931 by Hermanns Verlag, Weimar 330  
(13. Fortsetzung)

Zu Hause nachge: das es jetzt die rechte Begrüßung. Als der Wagen ins Hofort bog, stand die alte Erine in hübscher Schürze auf der Freitreppe mit dem übrigen Gefinde, der Reuezeit auf der Kommode das Apparatiergeräat geunt hatte, machte dann, stieß aber dabei ein ganz unangenehmliches Seufzen aus, sogar Woban, der edle Schweifhund, der neben seiner Gattin Frida auf einem silberglänzenden Lager thronete, hob den ernst blühenden Kopf. Ein Lustzug hatte ihm die Witterung der jungen Herrin angetragen, mit der er so manches liebe Mal im hohen Büschel die Schweifhaare bearbeitet hatte. Da fand er grandiosität auf, kam gemessen näher und gab mit der gluckelnden Stimme den Freudenlaut, mit dem er den geliebten Hirt befästigte. Am liebsten hätte er ja auch getanz, wie die lustigen kleinen Teufel, die sich immer rickwärts überhulgen vor Freude, aber das glemte sich nicht für einen seit festsch Generationen rein gezogenen Schweifhund.

Nach dieser allgemeinen Begrüßung kamen die Tiergehrungen an die Reihe. Sie bliesen lustvoll unter Pfuffst das Fortschreibers den Fürtengang auf blinkenden Waldhörnern, und während Elsbeth in heller Kühlung ein Dußend Säbne schüttelte, blühte der Forstmeister in eiliger Kalligtheit zu der getreuen Alie hinüber, die er in ägerlichen Stunden „Arlidie Spinnmädchen“ zu titulieren pflegte. Nie verfiel ihm ohne viel Worte.

„Ach werd' morgen wieder die Seebadin kommen lassen, das gibt Ruh' auf adt Tage. In der Zwischenzeit aber müssen sie i Mat schaffen, Herr Forstmeister, so oder so!“



# Mebraer Anzeiger

## 100 000 Kleinriedler.

Ein Vorschlag des Reichsfinanzministers.

Reichsfinanzminister Dr. Dietrich hat dem Reichskabinett einen großzügigen Siedlungsplan vorgelegt, der in absehbarer Zeit 10 Prozent der Wohnflächenverbräuche unterbringen soll, und damit als ein wertvoller Teilbeitrag zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit anzusehen ist.

Der Reichsfinanzminister empfiehlt eine halb städtische, halb ländliche Siedlung. Nach seinem Vorschlag soll die Siedlung in der Nähe von Städten erfolgen. Der Boden soll aus städtischem und staatlichem Besitz hergebegeben werden, von den Materialien, z. B. das Holz, aus den landlichen Forsten.

Die Siedlung soll zunächst die kleinmögliche Form bekommen: ein kleines primitives Haus mit zwei bis vier Zimmern. Voraussetzung für die Verpachtung einer Siedlerstelle ist, daß der Pächter, dem übrigens für höchstens das Erwerbserste vorbehalten wird, bei der Herstellung des Hauses mitarbeitet, außerdem sollen andere Arbeitslose herangezogen werden. Eine Mehrbeziehung über die Unterstützung hinaus ist allerdings nur in Form von Verpachtung auf der Arbeitsstelle und Transport zu und von ihr vorgezogen.

Abgesehen davon, daß die psychologischen Schwierigkeiten der städtischen Siedlung durch die Nähe der Städte beseitigt werden, rechnet man bei dieser Form der Errichtung der Siedlerstellen damit, für 200 Millionen Mark, die aus der Haussteuer auszubringen wären, etwa 100 000 Siedler ansetzen zu können. Noch im September soll nach dem vorliegenden Plan mit dem Werk begonnen werden, so daß bis zum Frühjahr 100 000 Siedler untergebracht sind. Sie würden die Unterstützung noch bis zur nächsten Ernte, spätestens bis zum Ende des Jahres 1932 bekommen.

Der Vorschlag des Reichsfinanzministers betont besonders die Notwendigkeit einer einheitlichen Durchführung für das ganze Reich und empfiehlt die Einsetzung eines Reichsfinanzministers für die Kleinriedlungsarbeiten, der nur dem Reichsanwalt direkt unterstellt würde. Ihm soll ein Zentralamt zur Seite gestellt werden, das aus Vertretern der verschiedenen Reichspräsidenten und des betreffenden Landes besteht.

## Die christlichen Bergarbeiter zur Krise.

Sten. 8. Septbr.

Die Reichskonferenz des Gewerkschaftsvereins christlicher Bergarbeiter Deutschlands nahm in einer Reihe von Beschlüssen zur Verhandlung und der Lage des Bergbaus sowie der Bergarbeiter Stellung. Vor allem wandte sie sich gegen die Behauptung der Reichsregierung, daß am Kriegesende und forderte die Beilegung der Reparationslasten. Die als Hauptursache der Krise angesehen werden müßten. Sie sprach sich ferner für eine beschleunigte Verständigung der internationalen Rohstoffwirtschaft aus, forderte eine weitere angemessene Verbilligung der Arbeitskraft, eine weitere Schonung der im Interesse der Lebenshaltung der Bergarbeiter untragbar. Weitere Entschlüsse wurden richteten sich gegen den Angriff auf das Tarif- und Schlichtungswesen und gegen eine Verschlechterung der Sozialversicherung.

## Austauschstuden.

In diesen Tagen verlassen etwa 150 deutsche Studenten Deutschland, um als Austauschlehrer, Austauschschüler, -lektoren und -studien für ein Jahr eine ausländische

Universität, Fachhochschule oder Mittelschule zu besuchen. Die Mehrzahl von ihnen geht in die Vereinigten Staaten. Die übrigen verteilen sich auf England, Frankreich, Italien, Spanien, Südamerika, Tschechien, Island. Von der Gesamtzahl wird ungefähr die gleiche Anzahl Studenten für dieselbe Zeitspanne nach Deutschland entsandt. Träger dieses Austausches ist der Deutsche Akademische Austauschdienst in Berlin. Er veranstaltet in diesen Tagen ununterbrochen vor der Ausreise der Austauschstudenten eine Sichtungstagung. Gelegenheit dieser Tagung leisten sich die anzuwendenden ehemaligen Austauschstudenten zu einer Vereinigung zusammen, die den Gedanken des akademischen Austausches pflegen und in der Öffentlichkeit bekanntmachen. Den neuen Austauschgenerationen mit ihrer Erfahrung zur Seite stehen und den ausländischen Austauschstudenten während ihres Aufenthaltes in Deutschland in kameradschaftlicher Weise beistehen soll. In den fünf Jahren des Bestehens des Akademischen Austauschdienstes sind fast tausend Studenten und Assistenten ausgetauscht worden.

## Blick in die Genfer Atmosphäre

Jetzt ist die Zeit der „Karamanen“ in Genf: Vor dem Spielhaus des Völkerbundesbetrieblers hält ein großer, blauhaariger Autobus, jeden Tag. Darin sitzen ältere Damen mit phantastischen Hutbedeckungen und weißhaarige Herren, denen der Kneifer an einem Bändchen über der Weste baumelt. Sie sind, durch Mrs. Coof und Son, darauf abnormiert, hier zu halten und den Völkerbund zu beichtigen, wenigstens von außen. Einen Augenblick sehen sie vor der Fassade des Bades auf. Der Führer, der eine goldverzierte Kappe, würdig eines italienerischen Generals, trägt, macht eine große Geste und sagt: „That's the League of Nations.“ — „Oh“, macht eine der älteren Damen, und eine andere fragt: „Und where is Briand?“ Darauf kann jedoch der Mann mit der Kappe keine erschöpfende Auskunft geben; denn es ist um die Mittagzeit, und er weiß nicht genau, wo und mit wem Briand heute frühstückt. Nach zwei Minuten hupt der Chauffeur und der blau-lackierte Autobus legt sich in Bewegung. Die Damen mit den phantastischen Hüten und die weißhaarigen Herren verlassen sich wieder in die Fassade ihrer Bäder, und einer von ihnen fragt im letzten Augenblick, ehe das Motorgeräusch seine Worte überhört: „Are we now going to Versailles?“ — So spiegelt sich im Kopf amerikanischer Weltbürger das kleine Europa: Versailles, glauben sie, liegt räumlich nicht weiter von Genf entfernt, als zeitlich, denn sie wissen, daß man den Völkerbund in Versailles gegründet hat.

Um dieses kleine Europa streitet man hier in Genf, zum so und sovielen Mal. Man hat sich dafür Genf ausgewählt, weil man sich hier vor der vielgerühmten „Genfer Atmosphäre“ ungeachtete Wirkungen verpricht. Diese „Genfer Atmosphäre“ ist zweifellos eine gute französische Erfindung; denn das einzige Großereignis an dieser Atmosphäre ist, daß man hier französisch spricht und daß die öffentliche Meinung dieser Stadt französisch ist. Da aber die Franzosen von jeher, und namentlich seit der französischen Revolution, aus dem stolzen Selbstbewußtsein ihrer Nationalität heraus alle edlen Werte mit dem Begriff „Frankreich“ gleichzulegen pflegen, muß also Genf und seine Atmosphäre etwas Hervorragendes, Ausgezeichnetes und Ideales sein. Aus solcher selbstverständlichen Gleichsetzung werden dann Präzungen, welche auch die anderen übernehmen, aus solchen Präzungen werden Schlagworte,

und im Schutze dieser Schlagworte läßt sich vortrefflich reale Innenpolitik machen, wobei man noch immer so tun kann, als sei man ein guter Europäer.

Etwas anderes als diese allgemeine und sehr vage „Atmosphäre von Genf“, die sich vor dem genau zugehenden Blick in nichts auflöst, ist freilich jene besondere Atmosphäre der Konferenzen, die man jedesmal bei großen diplomatischen Dispositionen in Genf verpirt. Diese Konferenzatmosphäre besteht darin, daß plötzlich Meinungen, Meinungen und Sentenzen nur so durch die Luft schweben, als könnten die Telephondrähte, die bei solchen Anlässen umherberzig in Anspruch genommen zu werden pflegen, die ihnen anvertrauten Geheimnisse nicht bei sich behalten. Wer von den „Großen“ — das sind die Minister der Großmächte — bei weitem war, was und wie sie miteinander gesprochen haben, erfährt man bald, auch wenn die Unterredung hinter geschlossenen Doppeltüren geführt wird. Keine Stadt der Welt ist geschwätziger, als dieses Genf zu Zeiten großer Tagungen. Das mag wohl daher kommen, daß während dieser Zeit zahllose Politiker, Diplomaten, Journalisten und politische Beamte aus aller Herren Länder hier zusammen sind, und zwar die meiste Zeit des Tages in wenigen Räumen, im Völkerbundessekretariat, im „Ballroom Electric“, im Völkerbundesversammlungssaal, am Abend in den kleinen, vielgerühmten Völkerbundescafé, der „Bavaria“. Welche Möglichkeit für Kombinationen und für das Spiel der verschiedensten Informationen... Das Eigenartige und unbedingt ansehnliche dieser Konferenzatmosphäre ist dabei, daß in ihr die meisten Menschen erst dann glücklich und zufrieden sind, wenn sie das Neue und Sentimentale, das sie hören, einem Telephonörer anvertraut haben...

In diesem Jahr ist das — für Genf — Sentimentale gefolgt: Briand war nicht „von Anfang an“ dabei, er kam später. Und auch als er kam, war er nicht wie sonst. Geht ihm die Krantheit noch nach? Bedrückt es ihn, daß er nichts von der Wirtschaft versteht, — da doch „Wirtschaft“ in diesem Jahr das große Wort der Genfer Besprechungen ist? Darin allerdings läuft ihm kein großer Widerstand, der „kommende Außenminister von Frankreich“, Herr Francois-Poncet, den Rang ab. Genf erzählt sich über die beiden eine boshafte Geschichte. Nach einer hinter verschlossenen Türen abgehaltenen Sitzung sprach jenseitig Francois-Poncet, was dem Briand machte? Der tat erstaunt, wie man ihm so etwas fragen könne. „Briand“ sagte er, „ich bin, ich füttele“ („Er kämpft“). Wogegen er denn kämpfte? „Contre le soleil“ (Gegen den Schein). Ja, Briand scheint müde zu sein, auch in Genf. Aber diese Krantheit dürfte nicht rein körperliche Ursachen haben, sondern zum mindesten gleich starke seelische Gründe. Er wird, das ist wohl, darunter leiden, daß sein Wort heute weniger gilt, daß sein Wirkungskreis beschränkt ist und daß es in Frankreich zu viele gibt, die auf seinen Abgang warten...

Wo sind sie überhaupt, die großen Akteure der Genfer Tagungen? Briand ist müde, Stresemann ist tot, MacDonald ist — durch bringendere Geschäfte — in den von den französischen Vorkriegsministeren durchgeführten unpopulären Opposition, und dem deutschen Nachfolger Stresemanns, Dr. Curtius, sind gerade jetzt außenpolitisch die Hände gebunden. Es war keine erhebende Sitzung, als der weißhaarige, schürzenbürtige Dr. Schöber und nach ihm die schmale Gestalt des deutschen Außenministers vor der europäischen Kommission standen und sagten, daß sie die Zollunionen nicht weiter verfolgen wollten. „Draußen regnet es, endlos und zäh, der Himmel hing nicht über dem Völkerbundeshaus, der Blick auf den sonst so blauen

vor diesem und jenem. Und ganz zufällig kam der Forstmeister hinzu.

„Das schone Mädel mit dem hübschen, sonnengebräunten Gesicht und den schlamm verstaubten Augen stand hierüber auf. Er fragte nach dem Ergehen des gleichgelagerten Vaters und fügte hinzu: „Na, Wile, wann wird die Hochzeit sein? Wenn der Alte nicht mehr zur See fahren kann, muß es doch einen Nachfolger geben?“

„Ach Gott, Herr Forstmeister“, erwiderte sie, und das Blut schob ihr unter die gebräunte Haut, „das hat noch gute Wege, und überhaupt, wenn's noch nicht ginge...“ Er sprach aus und sah mit ihrem schlammigen Auge ins Leere. Wie ein Paar mattglänzende Kaffeebohnen standen sie in dem dunklen Gesicht...

„Das alte Trine ging mit einer scherzenden Bemertung ins Haus zurück. Sie war gerufen worden, um bei einer wichtigen Entscheidung in der Schwedensache ihr Urteil abzugeben, und Wile meinte sie, das hätten die jungen Deerns in dem Alter so an sich, das Seetaten zu verhindern. Wenn der Rechte kam, würden sie gar schnell andern Sinnes. Der Forstmeister aber trat näher, ihn interessierte der Fall. In dem Gesicht des jungen Mädchens war etwas wie ein schwerer Kummer zu lesen...

„Na, Wile, und jetzt mal Farbe bekann! War das wirklich nur eine leere Redensart, oder...?“

„Da brachten ihr die Wangen wie ein Paar dunkelrote Rosen, den nicht kriegen kann, den man gern haben müßt, und aus den andern macht man sich nichts, da ist es wohl besser, man bleibt leblich!“

„Na ja“, sagte der Forstmeister darauf, „das ist dann ja wohl besser. Aber in deinem Alter, Wilechen, heißt sich's vielleicht aus, und du kriegt noch mal einen ordentlichen Föhler zum Mann!“

„Niemand!“ erwiderte sie leibenschäftlich und schüttelte den Kopf mit dem schweren braunen Haar. Es verstand eine etwas vertagene Frau, Wile Detschsch spielte mit ihrem Schürzenband, plötzlich aber blühte sie auf, in ihre Augen trat ein spärlicher Ausdruck.

## Die Spordelchen Jäger

Von dem Wladimir Grommet  
Copyright 1931 bei Hermann Beyerle & Co. Berlin SW 30  
(13. Fortsetzung.)

Zu Hause nachher gab es erst die rechte Begrüßung. Als der Wagen ins Hoftor bog, stand die alte Trine in bläulichweißer Schürze auf der Freitreppe mit dem übrigen Gefolge, der Rühgriff entlockte seinem langen, mit Wachs umwundenen Horn eine Folge greulicher Lärme, die eine Fremdenanrede darstellen sollten, und der Pferdebesitzer ließ einen Kanonenschlag selgen, den er sich heimlich aus der Stadt bezogen hatte. Ganz unwillig jedoch vor Freude gebärdete sich die Schär der Hunde. Die Taster klafften der Führerhund Robbe, der festsetzte an der Gruppe der Kommandeure des Apparates, der gerührt hatte, machte down, stieß aber dabei ein ganz unentworfenes Heulen aus, sogar Woban, der edle Schweißhund, der neben seiner Gattin Frieda auf einem stützigen Lager thronte, hob den erst blinzelnden Kopf. Ein Aufschlag hatte ihm die Witterung des jungen Herrn zueströmt, mit der er so manches liebe Mal in hohen Büscheln die Schweißfährte bearbeitet hatte. Da fand er gewaltig auf, um kam gemessen näher und gab mit der gluckeligen Stimme dem Fremdenlaut, mit dem er den getreuten Hirsch beistieg. Am liebsten hätte er ja auch geletzt, wie die lustigen kleinen Taster, die sich immer rückwärts überstülpen vor Fremde, aber das glatte sich nicht für einen feinsten Generationen rein gegangenen Schweißhund.

Nach dieser allgemeinen Begrüßung kamen die Jägerlinge an die Reihe. Sie bliesen kunstvoll unter Puffstich des Forstmeisters den Füllungsgruß auf blinkenden Wäldchornern, und während Elsebeth in heller Kühlung ein Zudend Hände schüttelte, blühte der Forstmeister in eisiger Kaltlosigkeit zu der getreuten Fährte hinüber, die er in ärgerlichen Stunden „Ährte Spinnelwachtel“ zu titulieren pflegte. Und sie versand ihm ohne viel Worte.

„Ach werd' morgen wieder die Seebach kommen lassen, das gibt Ruh' auf acht Tage. In der Zwischenzeit aber müssen Sie die Mat schaffen, Herr Forstmeister, jo oder so!“

„Na schön“, erwiderte er, und morgen haben wir Vollmond. Da wird sich's entscheiden. So oder so.“

Ganz heimlich hatte sich gegen Abend der Forstmeister fortgemacht, durch den Hofgraben und um die Scheune herum. Niemand auf dem Hofe brauchte zu wissen, daß er wieder einmal auf den Wildbühel unterwegs war. Erst als er im Rande der dichten Fichtenheckung stand, die von der Seeferse her das Feld begrenzte, hob er zwei Finger der Rechten zwischen die Zähne, stieß einen weithin schallenden Pfiff aus. Woban, der auf seinem stützigen Augenblick lang an den langen getragenen nachmittage nämm, und ganz merkwürdig, daß dieser dort aus Lenzburg gut brachte in Ge-

den geringfügigen Fortvermittlung seinen Vorhaben, denn seit unregelmäßigem Recht auf einmal einen Bruch erretet, und der Seebach, der See zum Halbe ins der Mitte zu werden den Hren ein ganz lohnender Platz hundert Silber-Gehalt Fische und ein Stück, die jüngerden Akerbürger, einen fastlichen der... tigen Erbpächters, daß mit der alten See, unterteilt sich

